

Imma Luise Harms

—

Dichtung und Heimwerk

Reflexionen über das
Mensch-Ding-Verhältnis

— Dass das besinnungslose Wegschmeißen für einen bindungs- und empathiefähigen Menschen nicht gut ist, mag man gewusst haben. Was aber passiert, wenn sich jemand ernsthaft vornimmt, in diesen unvermeidlichen Vorgang Respekt, Sorgfalt und geistige Wachheit zu investieren, das beschreiben diese Texte. Ihre Stärke gewinnen sie aus der Verschränkung von praktischem Experiment und ständiger Reflexion. Man versteht: Zwischen Leben und Schreiben besteht ein Zusammenhang. Unsere Praxis kann sich nur verbessern, wenn sie der ständigen Kritik unterworfen wird, die ihre Kraft aus der Genauigkeit bezieht — und das Schreiben bringt nur etwas, wenn man auch Mühe in eigene Erfahrungen investiert. —

7	Vorwort	85	taz-Texi
	Teil 1	90	Dropped footage
15	Ein Herz für Dinge	92	Gefälschte Tasse
21	Dichtung und Heimwerk	93	Der magische Roboter
26	Die Morgenmaschine	94	Bankräuber-Post
31	Zeichen geben	96	Tantenkette
39	Drei Farben: Rot, Gelb, Blau	97	Diplomarbeitsstück
58	Einatmen — Ausatmen	99	Hinterlassenschaft aus Tansania
68	Let it go — die Trennungsserie	102	Müll zu Müll
68	Querflöte	103	Klemmfüße
69	Die andere Querflöte	104	Projektplattform
71	Plaste und Plastik	105	falscher Sokrates, billiger Abakus
72	Apfelfringe	107	Pinnbrett abräumen
72	Büchsen	108	Löchriges Buch
73	Gästereste	109	Ort auflösen
74	Militante	113	Bandmaschine
	Untersuchungsreste	114	Das bleibt noch da
75	Unterputzleitungssucher	120	Drei Farben — rot, gelb, blau
75	Zierliches Geschirr	122	Eugenie Erleweins Haushaltsbücher
77	Unterrichtsmaterial	125	Zahn weg
78	Taktgeber	126	Rote Schuhe
79	Ast ab	127	Eine Welt auf VHS
80	Zweifelhafte Vase	130	Garten aufgeben
82	Kontoauszüge		

Inhalt

- 134 Let it go — don't
let it come!
- 137 Tonträger
- 140 Erb-Kommode
- 144 Letzte Station:
Entleibung
- 151 **So ist das tiny Leben**
- 158 **Tomaten-Triage**
- 164 **Die Lippe**
- Teil 2
- 175 **Abstoßung, Anziehung, Abstoßung**
- 185 **Mein Zahnarzt hat mich aufgegeben**
- 200 **Die Haarlocke**
- 203 **Let her go**
- 208 **Kraut ohne Namen**
- 212 **Schwerhörig**
- Teil 3
- 221 **Die heimliche Sehnsucht, von der Bahn geworfen zu werden**
- 225 **Ressource Aufmerksamkeit**
- 230 **Die Machbarkeit der Gestaltung innovativer Entwicklungsprozesse als Beitrag zur Risikominderung**
- 236 **Lob der Kritik**
- 245 **Praktische Solidarität**
- 251 **Selbst ernanntes Sprechen und fremdbenannte Seelen**
- 257 **Signale aus der Ferne des Innern**
- 263 **Vertrauen zur Bank**

Tun und Schreiben ist eins

7

Ein Vorwort für Imma Harms

Es ist nicht so, dass niemand davon spricht, ach nein. Alle zeigen sich einsichtig. Die Popstars sagen es und die Politiker auch und schon längst sagen es alle in der Wissenschaft, und in der Zeitung steht es natürlich jeden Tag. Wir sind uns einig, wir können loslegen!

Womit noch gleich? Ach ja, das Leben, wie wir es führen, ist gemeint, das kann nämlich so nicht weitergehen. Das Klima, die Ökologie, die Wälder, alles ist gefährdet. Wir verbrauchen zu viel, wir ruinieren alles. Wir machen nicht nur die Meere kaputt, wir machen uns kaputt. Und deswegen liegt der Schluss auf der Hand: Bescheidener Leben, das muss die Devise sein, Reparieren statt Kaufen, Nachhaltigkeit in allen Bereichen, weniger Verpackung, Schluss mit Plastikmüll, das Fliegen ist auch zu billig und wenn überhaupt, dann nur vegan und bio. Es ist doch schön, dass wir das endlich verstanden haben.

Nein, sagen da manche, nichts habt ihr verstanden, denn alles, was ihr unternimmt, ist zu lasch und es dauert zu lange. Man muss viel radikaler herangehen, Grenzwerte anheben, jetzt aus der Kohle aussteigen, sofort und nicht erst irgendwann und außerdem soll das Ganze gerecht zugehen, wir müssen ernst machen mit einer

sozialökologischen Wende. Wann, wenn nicht jetzt? Es muss schneller gehen und radikaler sein.

Das hört sich ja fast noch besser an!

Imma Harms bezieht sich in ihren Texten kaum auf diese Diskurse, nur fällt gleich ins Auge, dass sie der herrschenden Logik der Beschleunigung nicht folgt. Dass sich die Gesellschaft ändern muss, sagt sie nicht erst seit gestern, sie hat es immer wieder gesagt, in tausend Worten, und geschrieben. Sie versucht aber auch, so zu leben, die Sprache wäre sonst kraftlos. Was heute üblich ist — sich lautstark beschweren und dann bei Amazon was bestellen — das ist nicht Immas Art. Sie ist nach einer langen und engagierten Zeit in Berlin aufs Land gegangen und hat hier, nun, nennen wir es: kollektive Formen des Selbsterhalts ausprobiert. Es ging ihr dabei nicht um Autarkie, ihre Wege und Worte sind zur Welt hin offen. Die Subsistenz gelingt nicht durch eine Verweigerung des Austauschs, seien es Dinge oder Worte, sondern durch die Beziehung zur Ressource. Ressourcen aber sind auf dem Markt nicht handelbar, sie erhalten ihren Charakter erst im bewirtschaftenden sozialen System. Werden sie verkauft, degenerieren sie zu Verbrauchsgütern.

Auch das »Weniger« hat Imma ausprobiert, um nicht von materieller Knappheit zu sprechen, und zugleich schert sie sich immer um die Regeln, nach denen da gelebt wird, sie ist also nicht ignorant gegenüber der sozialen Dimension unserer Naturaneignung, im Gegenteil: Ihr Handeln geht wahrscheinlich vor allem von diesen Aspekten aus. Und es ist auch nicht so, dass der kritische Impuls, der sie auf all diese Fährten gebracht hätte, in den letzten Jahren stumpf geworden oder der Bequemlichkeit anheimgefallen wäre. Nein, das alles ist ungebrochen, und wenn sich auch immer wieder bange Töne in ihre Texte mischen, so ist der Stachel doch immer noch spitz.

Aber der Stachel hat auch Widerhaken und diese machen ihn für den gegenwärtigen Klima-Konsum-Ökologie-Gerechtigkeitsdiskurs recht unverdaulich. Denn auch jene, die in diesem Diskurs radikalere und ungeduldigere Töne anschlagen als im allgemeinen Einerlei des So-kann-es-nicht-weitergehen, produzieren ja meist allzu einfache Botschaften, die die Sprechenden aus der Dialektik der Gesellschaft lösen und damit zu entlasten scheinen. Nichts aber liebt der Kapitalismus mehr als das Wohlfeile, lässt es sich doch so schön verpacken und

wieder neu verkaufen. Und ehe man es sich versteht, ist man mit seinem wiederverwendbaren Kaffeebecher und seinem E-Roller auf der Demo unterwegs und merkt nicht einmal, was für ein guter Kunde man doch wieder geworden ist.

Das kann einem mit Immas Texten nicht passieren. Sie bauen die Dialektik zwischen dir und mir, den Dingen und dem eigenen Körper immer wieder neu auf und verweigern dennoch die List, mit der am Ende alles doch irgendwie Sinn macht. Wenn in ihren Beschreibungen etwas Sinn macht, dann es ist der analytische Gewinn, selbst dort, wo man sprachlos zurückbleibt. Wenn die stolzen Einbände der gesammelten Tageszeitungen nach hartnäckigen Versuchen der Inwertsetzung entleibt werden müssen, fällt einem einfach nichts mehr ein außer: Oh nein — aber ja, so ist es!

Die hier zusammengestellten Texte wurden über 13 Jahre auf Immas taz-blog veröffentlicht. Im Gegensatz zum ersten aus diesem Fundus publizierten Buch »Dünne Haut und dickes Fell« ist das Gesichtsfeld dieses Mal strenger abgegrenzt. Den größten und zusammenhängenden Abschnitt bildet die Serie »Let it go.« Dass das besinnungslose Wegschmeißen für einen bindungs- und empathiefähigen Menschen nicht

gut ist, mag man gewusst haben. Was aber passiert, wenn sich jemand ernsthaft vornimmt, in diesen unvermeidlichen Vorgang Respekt, Sorgfalt und geistige Wachheit zu investieren, das beschreiben diese Texte. Ihre Stärke gewinnen sie aus der Verschränkung von praktischem Experiment und ständiger Reflexion. Man versteht: Zwischen Leben und Schreiben besteht ein ganz starker Zusammenhang. Unsere Praxis kann sich nur verbessern, wenn sie der ständigen Kritik unterworfen wird, die ihre Kraft aus der Genauigkeit bezieht. Und das Schreiben bringt nur etwas, wenn man auch Mühe in eigene Erfahrungen investiert.

Die Entdeckungen, die Imma beim Reparieren, Aussortieren, Weggeben und Wiederaeignen macht, werfen nun auch ein Licht auf andere Felder unserer Praxis. Das Verhältnis zum eigenen Körper lässt sich als Ressourcenbeziehung beschreiben, aus deren Komplexität es kein Entkommen gibt. Die Inanspruchnahme von Mobilitätsleistungen, medizinischer Infrastruktur oder unseres mit Werbebotschaften aufgerüsteten öffentlichen Raums bietet unter Gesichtspunkten des persönlichen Energie- und Zeiteinsatzes geradezu befreiende Einsichten, da die Autorin auch hier die experimentelle

Distanz wahrt. So entkommt man durch das Lesen endlich einmal dem Ausgeliefertsein an die Strukturen des gesellschaftlichen Zusammenlebens — wer hätte das gedacht.

Aber wie war das doch nun mit dem Umdenken und der Kritik an unserer Lebensführung? Wird man durch diese unbarmherzigen, oft auch noch selbstkritischen und beinahe pingeligen Analysen nicht geradezu entmutigt?

Ich kann das nicht feststellen. Da gibt es Trauer und Komik, beides steckt in diesen wunderbar geschriebenen Texten und trägt einen auch dort, wo es ungemütlich wird. Und dann ist da noch das Gelingen, von dem die Texte durch die Beziehung zwischen Tun und Schreiben dann doch erzählen, selbst dort, wo wir uns der Endlichkeit und Vergeblichkeit aller Dinge und natürlich unseres eigenen Lebens gegenübersehen. Das Tun und das Schreiben — beides ist die Mühe wert. Immas Texte zweifeln an vielem, daran aber nicht.

Kenneth Anders

2016

Während ich mich entscheide, die Bank heute am Sonntag doch nicht draußen abzuschleifen — es ist schließlich Sonntag —, sie bis Montag noch so halbfertig in der Werkstatt stehen zu lassen, vielleicht mal zu gucken, ob ich an der herausgebrochenen Stelle an der Lehne vielleicht ein passendes Stück Hartholz einsetzen kann — das ist geräuscharm, das könnte ich ja auch heute machen, zwischendurch — zwischen was? Während ich die Zeitung von gestern durchblättere und überlege, wie ich die anstehenden Tätigkeiten in den Tag einfließen lassen will oder sollte, und welche Tätigkeiten als anstehend ich mir überhaupt ins Blickfeld ziehe, währenddessen denke ich oder wird mir bewusst, dass ich eigentlich ständig repariere.

Manchmal werde ich von alten Bekannten gefragt: Und? Was machst du inzwischen so?

Ja, was mache ich? Die faktisch zutreffende Antwort wäre zu früheren Zeiten wie bei praktisch allen, die ich kenne, gewesen: Ich mache Projekte.

Man hat eine Idee, man kennt Leute, man hat einen Fördertopf gerochen. Man kriegt — nach zehn abgelehnten Anträgen — eine Bewilligung und macht dann halt ein Projekt. Wenn man wegen einer Antwort verlegen ist, kann man

auch sagen: Ich arbeite gerade an einem neuen Projekt.

Das Projektemachen habe ich aufgegeben, vielleicht, weil weder meine Ideen noch meine Art, mich auszudrücken, in diese Antragsformulare passt. Es passt einfach nicht rein. Ich hab's aufgegeben. Außerdem, wenn, wie gesagt, einem der Geruch eines Fördertopfes in die Nase steigt, verzerrt sich die kleine harmlose Idee, die als Köder für die Förderer erhalten soll. Sie bläst sich auf, dass ich sie selbst nicht mehr erkenne. Dann läuft die Sache, und ok, es gibt schönes Geld aufs Konto, gleichzeitig harte und demütigende Stunden mit der Abrechnung. Und wenn das Ganze vorbei ist, ist das Projekt zum Vorgang geworden, der bei den Geldgebern und auch bei mir selbst abgelegt wird. Wertschätzung vielleicht über ein, zwei Veranstaltung, über ein, zwei Erwähnungen in den Medien. Und dann steh ich da, wo ich vorher stand. Was soll das?

Natürlich kann man Projekte ohne Geld machen. Das mache ich ja in der Sphäre des Politischen sowieso schon die ganze Zeit, auch wenn es da nicht Projekt heißt. Im Dorfverein, hier auf dem Gutshof und sonst wo habe ich viele Projekte gemacht, an die sich kaum jemand erinnert, und auch ich nicht. Manchmal, wenn ich

meine alten Ordner im Rechner nach irgendwas durchsuche, stoße ich auf die Überreste davon. Ach, guck mal, das hab ich ja auch mal gemacht!

Warum fehlt mir dazu inzwischen der Antrieb? Ach, weil die Rückkopplung zwischen Prozess und Ziel nicht mehr funktioniert! Die Projekte kriegen ihre Sinnhaftigkeit ja selten aus dem angestrebten Ergebnis, sondern aus der feurigen Überzeugtheit, mit der man es zu erreichen versucht, und aus Begegnungen und Gemeinsamkeiten, die dabei entstehen. Diese Erfahrung steht aber der frischen Entscheidung für ein neues Projekt gerade im Weg: Glaube ich nicht an das Ziel als Motiv, schaffe ich auch den Weg nicht. Deswegen fallen auch die nicht finanzierten Projekte mehr und mehr von mir ab, oder ich falle aus ihnen heraus. Vielen Dank, ich würde lieber nicht...

Also was sage ich dann auf die Frage: Was machst du so?

Ich müsste sagen: Ich repariere (wenn ich nicht koche, backe oder im Garten arbeite). Ich repariere alles, was in meinem Haushalt kaputt geht, alles, was ich finde, alles, was andere wegwerfen wollen. Ich habe inzwischen große Fertigkeit darin, egal, ob es sich um Näh-, Schraub- oder Bauarbeiten handelt. Und ich habe einen großen Fundus

an möglicherweise für Reparaturen nützlichen Materialien, kleinen und großen Teilen.

Warum mache ich das?

Antwort eins: es ist eine klassische Rentnerbeschäftigung; ich bin ja auch eher ein Rentner als eine Rentnerin. Ich denke an den Opa in der alten Fernsehserie »Die Unverbesserlichen«, wo die Oma ihm zur Sinngebung und Zeitfüllung ständig neue kaputte Radios ranschafft, die angeblich für ein Altersheim wieder hergerichtet werden müssten. Es stimmt zwar, dass für mich als Menschen die nackte Kontemplation eher eine jenseitige, für mich schwer zu erreichende Daseinsform ist. Das war aber schon immer so. Und es ist nur ein Aspekt.

Antwort zwei: Weil ich keine Projekte mehr machen will, weil ich mich weigere, mich anzustellen und beurteilen zu lassen, habe ich wenig Geld. Und das heißt, wenig Spielraum für Neuschaffungen. Ich erspare mit die Ausgaben.

Und das führt zu Antwort drei: Ich werte auf, was schon abgeschrieben ist, reif für den Müll. Das ist mein Beitrag zur Verbesserung der Welt. Wegen mir müssen keine Frauen in Bangladesch unter Sklavinnenbedingungen T-Shirts zusammennähen. Wegen mir müssen nicht immer wieder Rohstoffe aus dem Boden gekratzt oder

aus den Wäldern gehauen werden. Wegen mir müssen keine übermüdeten Kassiererinnen bis abends um acht Warenladungen über den Scanner ziehen. Meinen Toaster schraube ich auseinander und finde raus, wo der Kontakt nicht funktioniert. Und den Toaster vom Verschenketisch in unserer Wohneinrichtung schraube ich auch auseinander und repariere ihn. Den kriegt dann Thomas. Und meine alte Kaffeemühle und den abgeschabten Schreibtischstuhl kriege ich auch nochmal hin, die geb' ich nicht auf.

»Lohnt sich das überhaupt noch?«, fragt O., nachdem sie mich schon seit Tagen mit der maroden Gartenbank beschäftigt sieht. »Ja, das lohnt sich«, sage ich mit Bestimmtheit und erkläre, dass es eine Teakholzbank ist, noch dazu eine alte. Ein Holz, das irgendwo dem Urwald entnommen wurde, nach dem Geschmack der kolonialen oder postkolonialen Aufkäufer geschnitzt und zusammengesetzt wurde. Soll ich etwa die Bank auseinanderhauen, bloß weil die Gartenbänke aus angeblich zertifiziertem Tropenholz inzwischen billig zu haben sind? Nein, mach ich nicht. Die Bank wird repariert. Ich habe sie schon seit 25 Jahren.

Und da tut sich noch Antwort vier auf: Ich empfinde eine Treue zu den Dingen, zu denen,

die mir seit langem gedient haben; und ich empfinde Zuneigung und Verantwortung für die Findelkinder, die vor die Tür geschoben und ohne Not dem Verfall preisgegeben werden. Ich habe ein Herz für Dinge. Ich freu mich, wenn sie wieder heile sind, und muss dann nur noch einen nicht vollgestellten Winkel in meinem Haus oder einen dankbaren Abnehmer finden.

2018

Ist Heimwerken nicht wie Dichten? Ich meine, nicht in dem plumpen Sinn von »Wo es tropft, da muss man dichten«.

Unser Freund M. kommt mit einem Kuchen zu Besuch. Er ist jetzt im Rentenalter, ich bin auch im Rentenalter, Thomas ist kurz davor. Drei verwittrte GenossInnen. Das letzte Mal haben wir uns auf der Ouri Yallou Demo in Dessau getroffen. M. kriegt keine Rente, ich wenig. Thomas wird auch keine kriegen. Rentenalter heißt bei uns, dass wir die Tätigkeiten und Projekte, die wir übernommen haben, allmählich abbauen, kürzer treten.

Aber was dann? Krank sind wir nicht, sterben werden wir wahrscheinlich auch nicht so schnell. Die Kraft wird weniger, die Ideen und der Glaube an deren Sinnhaftigkeit vielleicht auch. Aber die Zeit bleibt. Was tun mit diesem leeren Gefäß? Die Überlegung, die restliche Zeit im Gefängnis zu verbringen, z. B. für ein notwendiges politisches Attentat, mit dem sich junge Leute dann nicht ihr Leben verbauen müssten, wird schnell aufgegeben. Hohles Heldentum ohne eigentliches Ziel.

Was ist in unserem Leben das Eigentliche, auf das wir uns nun ohne Drang und Zwang konzentrieren könnten? »Man muss weiterarbeiten«,

schlage ich vor, »selbstbestimmtes, auf das Gemeinsame und auf das Ganze ausgerichtetes Arbeiten — das ist doch leben!« M. behauptet das Gegenteil, er will endlich aufhören, in sozialen Zusammenhängen immer zu funktionieren, immer die Rolle anzunehmen, die ihm aufgedrängt wird. Die Gästehaus-Organisation hat er abgegeben, die Betreuung der Volontärs-Gruppe auch. »Na, ich mach ab und zu Vertretung«, sagt er. Thomas und ich schauen uns grinsend an. Nein, er will da wirklich raus. Ich sage: »Mit dem Dichten kommst du auch nicht so richtig weiter, oder?« »Doch«, antwortet er zu meiner Überraschung.

Er fährt jetzt öfter nach Berlin, setzt sich dort in ein Café oder läuft einfach so rum, betrachtet seine Gedanken, sortiert sie, filtert sie, macht sie schlank und biegsam, bringt sie auf deutsche und englische Begriffe, sortiert sie, filtert sie, gibt ihnen eine Form oder erkennt ihre Form, setzt sie in ein Verhältnis, umbricht sie, schreibt sie auf. M. dichtet. »Das braucht Zeit«, sagt er. Ich weiß das.

Ich liege morgens im Bett und bin wach. Aus der Traumfuseligkeit kehre ich an die Schauplätze des Tages zurück: Umräumen, Umbauen, Umziehen. Drei Wohnungen bzw. Wohnungsteile

werden umorganisiert. Durch eine haarsträubende Konflikt-Dynamik in unseren Wohnverhältnissen ist es so weit gekommen. Ich gehe die Probleme ingenieurmäßig an. Es gibt für alles eine Lösung. Und wenn man lange genug nachdenkt, gibt es auch eine elegante Lösung, sodass es dann sogar besser als vorher ist. Die lange Wäscheleine quer durch den großen Raum habe ich eingerollt. Thomas murrte, wo sollen jetzt die großen Teile hin? Über der Fußbodenheizung wurden sie schnell trocken. Ich will nicht, dass der neugestaltete Raum wie eine neapolitanische Altstadtgasse aussieht. Aber das Argument mit der Heizungswärme leuchtet mir ein. Wenn hier jetzt öfter Gäste schlafen, brauchen die Bettwäsche; die muss gewaschen und aufgehängt werden. Bettwäsche passt schlecht auf Ständer. Im kleinen Flur könnte ein hochziehbares Wäscheleinengerüst angebracht werden. 2,40 Länge, das reicht selbst für die breiten Laken. Hochziehen von nasser Bettwäsche ist anstrengend; man müsste die Seile über Umlenkrollen führen. Ich liege im Bett und denke darüber nach, wie noch mal ein Flaschenzug funktioniert, von wo nach wo da umgelenkt werden muss. Ist das zweckmäßig, ist das schön, ist das die beste Lösung? Oder doch einfach übers Wäschegestell legen und warten, bis der Sommer

kommt und man die Wäsche draußen trocknen kann?

Die Lampe hängt über dem runden Tisch, niedrig genug, dass sie vor allem die Tischplatte beleuchtet. Auf einer Seite des Tisches steht die grüne Couch, etwas zu niedrig für den Tisch, aber das löse ich später. Die Couch ist zum Ausziehen. Dazu muss der Tisch in den Raum gezogen werden; Metallgleiter unter den Beinen habe ich schon angebracht. Jetzt kann man die Couch auseinander ziehen. Spätestens dann haut man mit dem Kopf gegen die Lampe. Die Lampe muss dann also höher gezogen werden. Lampen hochbinden mach ich üblicherweise mit einer Schlaufe im Kabel, die ich mit einem Löffel oder anderen Stiel sichere. Das ist unelegant. Ich liege in der Badewanne und denke über eine Hochzieh-Automatik für die Lampe nach. Das ist ja nichts Neues. Viele Tischlampen habe sowas. Es funktioniert mit einem spiralförmigen Kabel und Gegengewichten an der Deckenaufhängung. Ein Gegengewicht, mit dem man das Kabel hochziehen kann, kann ich bauen. Es gibt sogar einen richtigen eisernen Gewichtblock von einem Kilo in der Werkstatt, hab ich beim Umräumen wiedergefunden. Das sieht lustig aus, weil es so wörtlich ist. Aber gut wäre,

wenn man die Lampe nicht nur hoch-, sondern auch zur Seite ziehen könnte. Also zur Seite hoch. Ich liege in der Wanne und denke über ein Umlenksystem nach. Also einen Meter von der Deckenbefestigung der Lampe bringe ich eine Öse an; durch die läuft ein stabiler Plastikfaden, der vorher eine Schlinge um das Lampenkabel bildet. Dieser doppelte Plastikfaden läuft über eine zweite Öse an der Decke, aber in Wandnähe, herunter. Und hier hängt das Gegengewicht. So könnte ich die Lampe leicht hoch und zur Seite ziehen. Schluss mit Baden; ich fiebere danach, das auszuprobieren.

Ist Heimwerken nicht wie Dichten? Ich betrachte den Vorgang, versuche, ihn zu verstehen, ihm behutsam meine Absicht einzupassen, dem Ganzen eine Form von eleganter Schlichtheit zu geben. Harmonisch bildet sich eine neue Gestalt, die sowohl von der alten als auch vom Eingriff erzählt.

Wie Dichten? Ein bisschen vielleicht.

Auf der Lichtseite meines Daseins möchte ich gerne ein verantwortungsvolles Mitglied der Gesellschaft sein. Ich möchte geliebt und geachtet werden und ich möchte einen Beitrag leisten, einen erkennbaren, für die, die ich liebe und achte, und für die, die ich vielleicht lieben und achten könnte, wenn ich sie kennen würde.

Aber auf der verborgenen Seite, in meinen heimlichen Wünschen: eine Maschine. Ich möchte so gern eine Maschine sein! Mit Masse und Antrieb. Eine Maschine, die kreiselnd und stampfend Energie weiterreicht, verteilt, wirksam macht. Eine Maschine, die, sich bewegend, bewegt.

Wie schön ist diese Vorstellung. Meine ganze Substanz für immer in zielgerichteter Bewegung. Aufgehoben im Tanz. Ja, tanzen. In seliger Selbstvergessenheit. Für immer. Die Regeln liegen fest, liegen in mir fest. Keine Entscheidungen fällen, keine Unwägbarkeiten, alles hat Sinn. Die eigene Wucht spüren, die stoßweise weitergegeben und abgenommen wird. Jeder Augenblick ist eingebunden in eine Ewigkeit von Kinetik, zu der ich Ja sagen kann, weil ich das selbst bin.

Beim Frühstückmachen spiele ich Maschine. Alle Bewegungen sind genau abgezirkelt, ihre

Dauer greift exakt ineinander. Das hat sich so ergeben. Und ich spiele es jeden Morgen nach.

Kaffeemühle anschalten, 20 Sekunden laufen runter. Dinge fürs Frühstück aus dem Kühlschrank nehmen. Milch, Butter, die Brotkiste, den Camembert, den Johannisbeer-Gelee. Nachzählen. Eins, zwei, drei, vier, fünf. Dann hab ich alles. Scheibe Brot abschneiden. In den Toaster. Espressokanne öffnen, Prütt raus, sauber machen. Wasser rein. Sieb drauf. Schublade mit Kaffeepulver aus der Mühle. Pulver in die Espressokanne. Mit kleinem Löffel, der im Glas daneben bereit steht. Zweieinhalb Löffel. Espressokanne zu. Auf den Gasherd. Milch in Milchschaumer. Auf die andere Flamme. Flamme auf klein stellen.

Genau jetzt springt das Brot aus dem Toaster. Teller, Messer, Löffel raus. Butter auf Brot, den stinkenden Camembert, den Johannisbeer-Gelee drauf. Einmal durchschneiden. Am Messer lang lecken. Denken: leck doch nicht immer am Messer lang! Auch dieser Gedanke ist Teil des Ablaufs.

Die Dosen wieder zumachen. Jetzt entsteht ein Schlupf von ein paar Sekunden. Vor die Küchentür treten. Die Zeitung von gestern aus der Röhre holen, die Thomas da immer reinsteckt,